

Philosophisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft
herausgegeben von

Thomas Buchheim
Volker Gerhardt
Matthias Lutz-Bachmann
Isabelle Mandrella
Pirmin Stekeler-Weithofer
Wilhelm Vossenkuhl

75

BA
5710
-121
,1

121. JAHRGANG 2014 · 1. HALBBAND

VERLAG KARL ALBER FREIBURG / MÜNCHEN

ISSN 0031-8183 · ISBN 978-3-495-45091-8



bloße Methode. Die dialektische Bewegung vom Realismus über den Idealismus hin zum Egoismus ist nicht Stirners spekulative Beschreibung eines „realmetaphysischen“ Prozesses, so wie etwa Hegel oder Marx den geschichtlichen Wandel betrachten, sondern eine Art Cartesische „Reductio“, mittels derer Stirner zum Ursprung des menschlichen Willens und des menschlichen Tuns vordringen will – zum Ich.

Ohne diese „Schlussfolgerung“ wäre Arvons Stirner-Buch eine brave, fleißige, detailreiche Rekonstruktion einer Randposition in einer politisch-philosophischen Debatte des 19. Jahrhunderts geblieben, die bis auf die Tatsache, dass sie eine Hebammenfunktion bei der Entwicklung der Philosophie Marxs und Engels gehabt hat, keine weiteren Spuren im philosophischen Denken des 20. Jahrhunderts hinterlassen hätte. Dadurch aber, dass es Arvon gelingt, Stirner in der Tradition des Existentialismus zu positionieren, hat er ihn sowohl von dem Schattendasein eines zweitklassigen Hegel-Adepten erlöst als auch vom Makel der absoluten Idiosynkrasie befreit. Stirner ist weder ein bloßer „Junghegelianer“ noch „einzig“ (wie ihn

Bernd Kast in seinem Kommentar sehen will). Er ist ein Philosoph in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, der mit der gesamten philosophischen Tradition souverän umgeht und auf die Frage nach dem „Wer“ des Menschen eine eigenständige und originelle Antwort gibt. Indem Arvon Stirner auf dem Pfad des Existentialismus verortet, zeigt er, dass das Stirnersche Denken neben dem Hegelianismus auch andere Wurzeln hat, die noch auszuloten sind.

Anmerkungen

¹ Nach seiner Emigration nach Frankreich im Oktober 1933 erwarb H. Aptekmann die französische Staatsbürgerschaft und ließ seinen Namen auf H. Arvon ändern. Aptekmann/Arvon kämpfte im 2. Weltkrieg auf der Seite Frankreichs bis zur Kapitulation und überlebte die Kriegszeit im Vichy-Staat, wo er als Dozent für das französische Militär arbeitete. Er hat seine akademische Laufbahn 1982 als Professor für Philosophie an der Universität Paris X – Nanterre beendet.

Nikos Psarros (Leipzig)
psarros@uni-leipzig.de

Babette Babich, Nietzsches Wissenschaftsphilosophie. „Die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehn, die Kunst aber unter der des Lebens“ (= German Life and Civilization, Bd. 82), Oxford: Peter Lang 2010, iv + 397 S., ISBN 978-3-03911-045-5.

Reinhold Breil, Die Grundlagen der Naturwissenschaft. Zu Begriff und Geschichte der Wissenschaftstheorie, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 450 S., ISBN 978-3-82604566-0.

Beide Bücher verfolgen unabhängig voneinander und auf sehr verschiedene Art und Weise ein gemeinsames systematisches Ziel: eine radikale, d. h. auf die Wurzeln des Problems abzielende, und gerade dadurch konstruktive Kritik der Wissenschaftstheorie im engeren Sinne, das heißt derjenigen Disziplin dieses Namens, die sich nach den Vorgaben des Wiener Kreises im Raum der analytischen Philosophie entwickelt hat (in der Folge kurz: ‚Wissenschaftstheorie‘). Dabei berufen sich zwar sowohl Babich¹ als auch Breil auf ‚kontinentale‘ Traditionen im Ausgang von Kant, aber auf je verschiedene Weise: Babich sieht in Nietzsche die konsequente Weiterführung und Überbietung der kritischen Philosophie Kants, die über jede fraglose Annahme der modernen Naturwissenschaft hinausführt; Breil orientiert sich an dem im Neukantianismus und insbesondere von Ernst Cassirer und Richard Höningwald weitergeführten Programm einer transzendentalphilosophischen Grundlegung der Naturwissenschaft. Dadurch gerät die Wissenschaftstheorie gleichsam von zwei Seiten unter

Feuer: durch den Vorwurf zu großer Nähe den Naturwissenschaften gegenüber (Babich) beziehungsweise der Vernachlässigung der eigenen Wissenschaftlichkeit (Breil).

Dieser zweifache Angriff bietet zugleich die Gelegenheit zu einer (selbst-)kritischen Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie aus doppelter Perspektive und ist daher auch für diejenigen von Interesse, die primär mit dieser Disziplin, nicht aber mit den genannten Strömungen befasst sind. Eine solche Bestandsaufnahme kann sich an folgenden Aspekten ausrichten, die den beiden Büchern trotz ihres je unterschiedlichen Ansatzes gemeinsam sind: 1. einem bestimmten Verständnis von Wissenschaftstheorie, 2. einer auf diesem Verständnis aufbauenden Diagnose, der zufolge sich die Wissenschaftstheorie in einer Krise befindet, 3. einem Vorschlag, wie diese Krise bewältigt werden kann und soll.

1. Babich zufolge ist die Wissenschaftstheorie von Anfang an bis in ihre jüngsten historistischen und relativistischen Weiterentwicklungen etwa bei

Kuhn und Feyerabend auf gewisse Weise positivistisch, da sie Wissenschaft im Sinne der modernen Naturwissenschaft als etwas unbezweifelbar Gegebenes erachtet; ferner ist die Wissenschaftstheorie von der Tendenz geprägt, sich an diese Wissenschaft anzugleichen, selbst also zu einer wissenschaftlichen Disziplin zu werden. Dem dient die weitgehende Beibehaltung einer klassischen Logik und eines ebenso klassischen, nämlich korrespondenztheoretischen Wahrheitsverständnisses, das Babich zufolge auch (und gerade) die relativistischen Absetzbewegungen innerhalb der Wissenschaftstheorie als ein verlorenes oder unmögliches Ideal nach wie vor pflegen. Der erste Teil von Breils Monographie, „Grenzen und Kritik“, lässt sich als eine philosophiegeschichtlich und argumentationsanalytisch hoch auflösende Präzisierung dieses Vorwurfes verstehen: Die Wissenschaftstheorie nimmt die Methoden einer als empiristisch verstandenen (Natur-)Wissenschaft sowie einer als konventionalistisch gedeuteten Mathematik und Logik als gegeben an. Im gleichen Geiste dieses Methodenpositivismus verabsolutiert der spätere Konstruktivismus das konventionalistische Element und versucht hermeneutisch-historizistische Ansätze der Wissenschaftstheorie, geisteswissenschaftliche Vorgehensweise auf das Verständnis von Naturwissenschaft anzuwenden, was schließlich nach Breil über die Relativierung jeder Methodik bei Feyerabend zur Auflösung in unverbindliche Gesprächsführung bei Rorty führt.

2. Laut Babich beruht die Krise der Wissenschaftstheorie auf ihrer im oben angegebenen Sinne zu verstehenden positivistischen Grundhaltung: Aufgründ der bedingungslosen Annahme ihres Gegenstandes, der (Natur-)Wissenschaft, ist die Wissenschaftstheorie weder kritisch noch reflektiert und damit „tatsächlich keine Philosophie“ (1). Kurioserweise verhängt Babich dieses Verdikt selbst über Wilfrid Sellars (72), der doch innerhalb der analytischen Tradition die Kritik am Mythos des Gegebenen aufkommen ließ. Gerade wegen ihres Versuches, sich an die Wissenschaft selbst anzugleichen, handelt es sich nach der Diagnose von Nietzsche, der Babich sich anschließt, bei der Wissenschaftstheorie vielmehr um einen Teil des Projektes, die Vielfalt und Dynamik des Lebens durch theoretische Betrachtung und praktische Bewältigung zu ‚bewahren‘, was aber bedeutet, das Leben auf eine lebensfeindliche Weise zu homogenisieren und zum Stillstand zu bringen. Die Krise der Wissenschaftstheorie ist demnach nichts anderes als die Krise der wissenschaftlich-technisch ausgerichteten westlichen Kultur, was Babich zufolge konsequenterweise mit der ebenfalls kritisch zu

wertenden Blindheit der Wissenschaftstheorie für außerweltliche Wissenschaftstraditionen einhergeht (62, Anm. 8).

In ihrer Distanzlosigkeit gegenüber der Wissenschaft sieht auch Breil die kritische Situation der Wissenschaftstheorie begründet: Die Geltung wissenschaftlicher Methoden wird nicht auf ihre Begründbarkeit hin untersucht, sondern schlichtweg vorausgesetzt, so dass die Wissenschaftstheorie schließlich vor dem Dilemma steht, entweder Ergebnisse der Wissenschaft nachzubeten oder eine unangemessene Wissenschaftskritik ‚von außen‘ zu vollziehen (11 f.). Damit geht für Breil einher, dass sich die Wissenschaftstheorie keine hinreichende Rechenschaft über die mögliche Begründung bzw. die eventuelle Unbegründetheit ihres eigenen, vom Wiener Kreis ererbten Sinnkriteriums macht, wonach nur empirische und analytische Vorgaben zulässig seien. Dieses Kriterium dient zwar zur Abwehr einer, Breil zufolge zu pauschal verurteilten, Metaphysik, führt aber als unreflektierte Ausblendung der Geltungsfrage gerade dazu, dass sich Spekulation erneut in einer diesmal eindeutig schlechten, da unkritischen naturalistischen Metaphysik entlädt (Erster Teil, Kap. V: „Verwissenschaftlichung. Moderne Mythen“). Verfehlt scheint hier allerdings die Kritik an Gilbert Ryle als einem Behavioristen, der zugleich ein mechanizistisches Verständnis des menschlichen Körpers pflegt (175 ff.), fällt doch für Ryle mit dem Mythos des Geistes auch derjenige der Maschine, so dass er für Breil kein Gegner, sondern vielmehr Partner auf der Suche nach einer nichtdualistischen Theorie der Subjektivität (185 f.) sein könnte.

3. Die Bewältigung der Krise der Wissenschaftstheorie besteht für Babich darin, dass jene Disziplin ihre positivistische Grundhaltung aufgibt, damit ein kritisches und reflektiertes Verhältnis zur Wissenschaft gewinnt und dadurch allererst eine philosophische Disziplin wird. Den Weg dorthin weist Babich zufolge Nietzsche, bei dem sie die „Grundlegung für jede Wissenschaftstheorie, die als Philosophie auftreten und Philosophie bleiben kann“ (1), findet. Habe Nietzsche doch aufgewiesen, dass jede menschliche Erkenntnisbestrebung, von ihren physiologischen Grundlagen bis hin zu ihrer soziologischen Organisation, wie jede Lebensäußerung überhaupt, nur eine partikuläre Ausübung von Macht innerhalb eines Universums sei, das ein dynamisches Ungleichgewicht aus derartigen konkreten Akten von Machtausübung darstelle: eine Perspektive unter vielen, die versucht, sich gegen diese vielen anderen durchzusetzen und gerade dadurch mit ihnen zusammen die unverfügbare Wahrheit darstellt, die sich nicht als Ent-

sprechung feststellen, sondern nur ästhetisch erleben lässt. Wie Babich in einem eigenen hermeneutischen Kapitel herausarbeitet, ist Nietzsche von dieser Überzeugung bis in seinen Stil hinein so geprägt, dass er seine Rezipienten nicht neutral informieren, sondern ihre eigene Beteiligung an einem vielstimmigen, in sich gegenstrebigem intellektuellen Konzert anregen möchte. Ein genuin philosophisches Wissenschaftsverständnis ergibt sich demnach erst dann, wenn es gelingt, „die Wissenschaft unter der Optik des [nicht darstellenden, sondern schaffenden, U. V.] Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der Optik des Lebens“ (53) als eines vorbehaltlosen Ausdrucksprozesses – ein Zitat aus *Die Geburt der Tragödie*, das der Studie Babichs zugleich deren Untertitel gibt. Derartige Wissenschaftstheorie würde Wissenschaft dazu verhelfen, sich als eine Illusion (unter vielen anderen Illusionen, d. h. projektiven Erzeugungen von verstandener Wirklichkeit) zu verstehen und sich dabei nicht zugleich *per impossibile* für die einzig mögliche Perspektive zu halten. Babich meint abschließend: „Dies wäre Wissenschaft auf dem Grunde der Kunst – im Dienst des Lebens.“ (366)

Selbst hier steht Breil Babich noch insofern nahe, als er darauf hinweist, dass die von ihm erarbeitete transzendentalphilosophische Position gängigen Vorurteilen zum Trotz nicht an einer überweltlichen „reinen Subjektivität“ ansetzt, sondern eine „Theorie der konkreten Subjektivität“ sein soll (282 f.) Allerdings handelt es sich für ihn dabei um eine auf besondere Weise hervorgehobene Subjektivität, nämlich um die Subjektivität des um objektive Erkenntnis bemühten Wissenschaftlers, und damit um eine Subjektivität, die unter dem von der bisherigen Wissenschaftstheorie ausgeblendeten bzw. dogmatisch als geklärt vorausgesetzten Geltungsanspruch objektiver Erkenntnis steht. Diesen Anspruch macht Breil plausibel, indem er auf die „apriorischen Bedingungen möglicher Erfahrung“ verweist (vgl. Zweiter Teil, Kap. VII.5, 223–231). Zu diesem Zweck behandelt er im zweiten Teil seines Buchs („Darstellungen und Begründungen“) klassische Themen der Wissenschaftstheorie wie Gegenstandsbezug, Experiment, das Verhältnis von Modellen, Theorien und Naturgesetzen und den Status von Erklärungen (Kap. X, schon in der Perspektive einer Letztbegründung) und weist dabei jeweils darauf hin, dass bei alledem der Mensch niemals nur das Objekt, sondern immer auch als Subjekt von Erkenntnis mitzudenken ist und als solches grundlegende Anschauungsformen und konstitutive Kategorisierungen mit sich bringt, welche diese Erkenntnis allererst ermöglichen. Gerade die Anerkennung dieser unhintergehbaren

„regulativen methodischen Bedingungen“ wird der „Faktizität des Menschen“ gerecht (421).

Breil formuliert diese Thesen im vollen Bewusstsein des Umstandes, „die Transzendentalphilosophie [gehöre] nicht zum philosophischen ‚Mainstream‘“ (282), sieht sich aber dadurch bekräftigt, dass führende Vertreter der neueren Naturwissenschaft wie Albert Einstein die positivistische Wissenschaftsauffassung der Wissenschaftstheorie als Versuch einer nicht allzu freundlichen Übernahme abgelehnt hätten (223) und dass radikale Denker der Wissenschaftstheorie wie Hans Reichenbach gerade wegen der rückhaltlosen Konsequenz ihrer Überlegungen von der Sache selbst her über den Empirismus hinausgedrängt bzw. auf die neukantianischen Wurzeln ihrer Bewegung zurückverwiesen worden seien (78 mit Anm. 2).

Welche Lehre kann die Wissenschaftstheorie nun daraus ziehen, dass ihr auf der Grundlage relativ ähnlicher Anamnesen ungünstige Diagnosen gestellt und als Therapie sehr unterschiedliche Radikalkuren vorgeschlagen werden? Kann „die Wissenschaftstheorie“ aus alledem überhaupt irgendwelche Lehren ziehen, wenn sie sich denn, wie die analytische Philosophie insgesamt, gegenwärtig in einem Zeitalter hochgradiger Spezialisierung befindet², in das sie die Orientierung an einzelwissenschaftlicher Arbeitsteilung hineingeführt haben könnte? Gerade derart prinzipielle Kritik wie diejenige von Babich und Breil sollte den am Diskurs der Wissenschaftstheorie Beteiligten Anlass dazu geben, mit der „Metaphilosophie“ eine gegenläufige, ebenfalls ‚analytische‘ Tendenz zu beherzigen, nämlich diejenige der selbstkritischen Reflexion über den eigenen (beanspruchten) Status als philosophische Disziplin und damit als Philosophie überhaupt³. Es bleibt abzuwarten, ob sich im Lauf der nächsten Zeit als Antwort auf jene mehrfache Kritik eine Wissenschaftstheorie der Wissenschaftstheorie heranbildet und damit einen angemessenen Adressaten (und Antwortenden) stellt. Eine mögliche, an dieser Stelle nicht auszuarbeitende Antwort auf jene Kritik könnte lauten: Dem Leben – dem differenzierten, auf die institutionelle Zähmung von Machtansprüchen angewiesenen Leben – dient Wissenschaftstheorie dadurch, dass sie den Geltungsanspruch besonders hervorgehobener theoretischer Erkenntnis in der jeweiligen geschichtlichen Situation prüft und dabei auch ihre eigenen Erkenntnisansprüche kritisch mit einbezieht.

Anmerkungen

¹ Eine Bemerkung zum Buch von Babich: Es handelt sich dabei um die aktualisierte und erweiterte

Übersetzung der englischsprachigen Publikation *Nietzsche's Philosophy of Science. Reflecting Science on the Ground of Art and Life*. Albany: State University of New York Press, 1994. Diese weitgehend von Harald Seubert geleistete Übersetzung (vgl. Danksagung, 396) ist zuverlässig; auf eine inhaltlich relevante Ausnahme gilt es jedoch hinzuweisen: In einer Zwischenüberschrift zu Kapitel 2 ist vom „Spektrum des Relativismus“ (68) die Rede. Im englischen Original steht ‚Spectre of Re-

lativism“, was mit ‚Gespenst des Relativismus“ wiederzugeben wäre.

² Vgl. S. Soames (?2005), *Philosophical Analysis in the Twentieth Century. Vol. 2: The Age of Meaning*. Princeton/Oxford, Epilogue, 463.

³ Vgl. z.B. S. Overgaard et. al. (2013), *An Introduction to Metaphilosophy*, Princeton.

Uwe Voigt (Augsburg)

uwe.voigt@phil.uni-augsburg.de

Zygmunt Bauman, *Collateral Damage. Social Inequalities in a Global Age*. Cambridge/Malden: Polity Press 2011, 182 S., ISBN 978-0-7456-5295-5.

Zygmunt Baumann ist wohl einer der renommiertesten gegenwärtig lebenden Soziologen. Geboren 1925 in Polen lehrte er lange Jahre Soziologie in Leeds und legte in zahlreichen Publikationen Analysen zu einer Vielzahl gesellschaftlich relevanter Fragestellungen vor. In seinem 2011 in englischer Sprache erschienenen Band *Collateral Damage* versammelt er elf Essays, die zum großen Teil zwischen 2008 und 2010 als Aufsätze, Vortragsentwürfe oder in einem Fall auch als Begleittext zu einer Operninszenierung der Bayerischen Staatsoper veröffentlicht wurden.

Texte mit solchen doch recht heterogen anmutenden Publikationsorten sind auf den ersten Blick nur schwerlich unter ein gemeinsames thematisches Dach zu führen. Doch Lesende, denen auch einige der zahlreichen früheren Publikationen B.s bekannt sind, werden in der Titelgestaltung einige der für ihn maßgeblichen Fragestellungen rekapituliert finden. So werden Aspekte eines „collateral damage“ und der sozialen Ungleichheit in Folgen der europäischen Modernisierung und ihrer Entwicklungspfade in zahlreichen seiner Werke erörtert. Insofern verheißt der Titel Kontinuität und eine Weitung, Neuformierung oder auch Ergänzung bisheriger Arbeiten.

In *Collateral Damage* harren nach einer knappen Einführung zu Fragen gesellschaftlicher Ausschließung zunächst geistes- und demokratiegeschichtliche Rekonstruktionen ihrer Lektüre: So wird der Weg ‚von der Agora zum Marktplatz‘ beschrieben, um z.B. den für B. damit einhergehenden Wandel wohlfahrtsstaatlicher Arrangements und deren Finanzierung ebenso zu problematisieren (13–17) wie die qualitativen und quantitativen Verschiebungen in Begriff und Praxis von Demokratie (18–25). Sodann wird ein „Requiem for communism“ intoniert, das insbesondere sozialgeschichtliche Grundlagen gewandelt sieht und

durch den Wechsel von einer „solid“ zur „liquid modernity“ (36f.) den Kommunismus im „beauty contest“ (37) der Systeme als Verlierer ausmacht.

Den geradezu zentralen Diskussionspunkt im Denken B.s scheint der dritte Essay zu formulieren, der nach dem Schicksal sozialer Ungleichheit in einer Moderne fragt, die durch die Dynamik von Selbststeuerung und -optimierung (vgl. 45 ff.) zur liquiden und somit ‚flüchtigen Moderne‘ wird. Das wichtigste Instrument für das Gelingen einer solchen Transformation der Moderne macht B. im „uncertainty game“ (48) aus, das es nachgerade in einem globalisierten Zeitalter verunmögliche, individuelle oder lokale Lösungen für Deprivation und Verelendung zu finden (vgl. 49). Damit sieht er die Distanz zwischen Besitzenden und Habenichtsen, die im 19. Jahrhundert gegolten habe, geradezu rachelüstern wiederaufleben (vgl. 51).

Der folgende Abschnitt ist unter dem Slogan „Strangers are dangers ...“ der Absicht verpflichtet, den politischen Wandel von der Wohlfahrtsstaatlichkeit hin zu einem Law-and-Order-Regime zu skizzieren, das sich in unterschiedlichen nationalen und politischen Kontexten einer „zero tolerance“-Politik verbunden zeigt (vgl. 53 ff.). Kollateralschäden entstehen, so B., gerade dann, wenn Sicherheitsinteressen bisherige Wertvorstellungen einer offenen Gesellschaft aufgeben und dabei sogar vormalige ethische Grenzen überschreiten. Am Beispiel von Moazzam Begg, einem unschuldig in Guantanamo Inhaftierten, illustriert B. die Konsequenzen dieses obsessiv gewordenen Sicherheitsstrebens (vgl. 57 ff.). Der ‚Krieg um den urbanen Raum‘ als weitere Kampfarena wird ebenfalls mit einigem Umfang analysiert (vgl. 60 ff.).

Unter der Überschrift „Consumerism and morality“ wird sodann das vielfach gebrochene Verhältnis von Konsumorientierung und Moral umrissen. Anstelle einer Zuwendung zu den persönlich Na-